Stadt und Land.

In dem Maße, wie sich die Ernährungsschwierigkeiten in den Städten gesteigert haben, hat sich auch die Mißstimmung in den Städten gegen das Land vermehrt. Man glaubt, daß das Landvolk noch aus dem Vollen leben könne, während der Städter sich die größten Einschränkungen auferlegen müßte; man beneidet deswegen nicht nur den Landmann, sondern wirft ihm auch noch vor, daß er durch willkürliche Zurückhaltung der Lebensmittel die Preise wucherisch in die Höhe treibe. Diese Stimmungen sind in einer Zeit, die die größten Kraftanstrengungen von der ganzen Nation verlangt, sehr zu bedauern, denn diese Höchstleistungen können nur erreicht werden, wenn alle Glieder der Nation — Stadt und Land — einträchtig zusammenwirken. Wenn man bedenkt, daß durch die Blockierung unserer Küsten die großen Zufuhren menschlicher und tierischer Nahrungsmittel, die wir früher aus dem Auslande bezogen, abgeschnitten sind, und daß wir daher für unsere Ernährung nur auf das angewiesen sind, was wir im eigenen Land erzeugen, so ist es leicht begreiflich, daß die Nachfrage nach Nahrungsmitteln stärker ist als das Angebot, und daß die Preise entsprechend bedeutend gestiegen sind.

Wollte man die Preise künstlich auf dem alten Stand erhalten, ohne die Gefahr des zu starken Verbrauchs zu laufen, so hätte man alle Vorräte an menschlichen Nahrungsmitteln und an Viehfutter mit Beschlag belegen und pro Kopf an Menschen und Vieh in entsprechend festgesetzten Portionen verteilen müssen. Daß dies eine unlösliche Aufgabe ist, hat die Erfahrung bei der zwangsweisen Verteilung auch nur der Hauptnahrungsmittel gezeigt. Wirklich genau und gerecht kann man nur das verteilen, was man fest in der Hand hat; da man aber den Eigenverbrauch der Landwirte für Menschen, Vieh und Saatgut ihnen belassen, und da man diesen zumal bei den laufenden Einnahmen aus der Viehhaltung und aus Obst und Gemüse nur annähernd feststellen kann, so ist es erklärlich, daß die ländliche Bevölkerung in bezug auf die Ernährung sich in besserer Lage befindet als die städtische, der nichts zuwächst, sondern die alles kaufen muß.

Dieser in den Verhältnissen gegebene und nicht aus der Welt zu schaffende Unterschied zwischen Stadt und Land sollte aber doch keinen Grund abgeben, um zwischen beiden Parteien ein dauerndes Übelwollen hervorzurufen. Ein solches könnte nur begründet erscheinen, wenn die Landwirte ihre zum Verkauf bestimmte Vorräte zu spekulativen Zwecken absichtlich zurückhielten, um höhere Preise zu erzielen, oder wenn sie dieselben überhaupt nicht zum Verkauf stellten und lieber über das Maß des eigentlichen Bedürfnisses selbst verzehrten. Beides ist sicherlich nur in beschränktem Umfange der Fall.

Wohl aber kann bei einer falschen Abmessung der Höchstpreise und ihrer Verhältnisse zueinander eine große Versuchung entstehen, einzelne landwirtschaftliche Produkte ihrer direkten Verwendung zur menschlichen Ernährung zu entziehen und erst in anderer Form dem Verzehr zuzuführen. Wenn z. B. die Fleischpreise sehr hoch, die Kartoffel- und Getreidepreise verhältnismäßig niedrig normiert sind, so liegt die Versuchung sehr nahe, Korn und Kartoffeln, auch Magermilch an Schweine zu verfüttern und dadurch besser als durch direkten Verkauf zu verwerten, eine Versuchung, die um so stärker ist, je mehr der Landwirt aus anderen Gründen Wert auf seinen Bestand an Groß- und Kleinvieh legt und sich bewußt ist, daß nur bei einer ausgiebigen Fütterung dieser Bestand auch eine Rente bringen kann.

Woher stammt denn nun eigentlich in den Städten die größte Entrüstung und Erbitterung gegen das Land? In den Hauptnahrungsmitteln ist es weniger der Preis als die Knappheit der Rationen, die Schwierigkeiten der Beschaffung, ja die stellenweise auftretende Unmöglichkeit des Bezuges, die die Gemüter erregt. Hieran ist aber der Landwirt nicht schuld, sondern die ungenügenden Ernten und einzelne Fehlgriffe in den Maßregeln der Verteilung, die bei einem so neuen und schwierigen Problem kaum zu vermeiden sind. Eigentlicher Wucher wird nur in den landwirtschaftlichen Produktionen getrieben, welche von staatlichen Maßregeln, wie Höchstpreisfestsetzungen, noch nicht ergriffen sind. An diesem Wucher sind aber die Landwirte sicherlich viel weniger beteiligt als der Zwischenhandel, der hier ein um so ergiebigeres Feld seiner Tätigkeit findet, als zumal der wohlhabendere Teil der Stadtbevölkerung keine Bedenken trägt, zur Befriedigung seiner Gelüste selbst die unverschämtesten Preise zu zahlen. Wo der ärmere Teil der Bevölkerung auf so viel verzichten und sich Entbehrungen auferlegen muß, da sollten auch die Bessergestellten schon aus sozialem Mitgefühl sich zurückhaltender zeigen.

Manche Mißstimmung zwischen Stadt und Land würde auch vermieden, wenn die Städter eine genauere Kenntnis von den wirklichen Verhältnissen auf dem Lande und den Schwierigkeiten der landwirtschaftlichen Produktion hätten, wie sie, ganz abgesehen von schlechten Ernten, in dem Fehlen genügender Arbeitskräfte durch die Einziehung der Mannschaften und der Pferde bedingt sind. Je mehr diese Verhältnisse auch dem Städter klar werden, je mehr insbesondere durch Konsumvereine und ähnliche Bezugsvereinigungen ein möglichst direkter Verkehr zwischen ländlichen Produzenten und städtischen Konsumenten erreicht wird, um so eher dürfte eine richtige Beurteilung aller dieser Verhältnisse Platz greifen und damit der alte Friede zwischen Stadt und Land zum Segen des Vaterlandes wieder hergestellt sein. D. K.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Der Erfolg der deutschen Flotte.

Was die deutsche Flotte im bisherigen Verlauf des Krieges zu leisten imstande gewesen ist, davon gibt einen klaren und unwiderleglichen Beweis die Zahl der vernichteten feindlichen Kriegsschiffstonnen. Es ist der deutschen Kriegsmacht zur See möglich gewesen, 822 535 Tonnen an Kriegsschiffen der feindlichen Flotten, dabei nicht eingerechnet Hilfskreuzer und Hilfsschiffe, zu vernichten. Um einen rechten Begriff von dieser Zahl zu bekommen, sei hier erwähnt, daß die französische Kriegsflotte bei Ausbruch des Krieges 100 000 Tonnen weniger, also nur etwa 700 000 Tonnen zählte und noch vor kurzem von einer amerikanischen Zeitschrift als die dritte Kriegsflotte der Welt bezeichnet wurde. Die deutsche Kriegsflotte darf also mit Recht auf ihren Erfolg stolz sein.

*

„Deutschland wird den Krieg gewinnen."

In einem Artikel über den verschärften U-Boot-Krieg schreibt die Londoner ‚Morning Post', die sich noch vor wenigen Tagen lustig machte: „Es ist zum mindesten sicher, daß kein Handelsschiff der Neutralen oder Kriegführenden mehr in See stechen kann, ohne mit möglicher Vernichtung zu rechnen. Wir müssen also annehmen, daß tatsächlich eine Vernichtung von Handelsschiffen in größerem Umfange eintreten wird. Die Leiter Deutschlands sind nicht leichtsinnig und haben die Wirkung ihrer Seeräubererklärung auf die Neutralen vorausgesehen. Deutschland braucht nicht die Flotte der Ver. Staaten zu fürchten, da diese gegen Tauchboote nichts ausrichten und an die deutsche Flotte nicht herankommen kann. Zu Lande braucht Deutschland nichts zu befürchten, da die Ver. Staaten keine Truppen befördern und Holland und Skandinavien durch Deutschlands Waffengewalt im Schach gehalten werden. Gelingt es Deutschland, England zur See abzuschließen und die Stimmen der Neutralen unbeachtet zu lassen, so wird es den Krieg gewinnen." — Das klingt im Vergleich zu den siegesbewußten Artikeln, die das Blatt noch vor wenigen Wochen veröffentlichte, ziemlich kleinlaut.

*

Folgen der Seesperre.

Die Redakteure aller Marseiller Tageszeitungen richteten an die Senatoren und Abgeordneten des Rhonedepartements ein Telegramm, in dem sie dringend ersuchen, bei der Regierung schleunigst wegen des großen Kohlenmangels in Marseille vorstellig zu werden. Die Gaswerke haben nur noch für vierzehn Tage Kohlen. Die Lage der Industrie ist ganz bedenklich. Die Munitionserzeugung ist bis zur Unmöglichkeit erschwert. — Ist dies eine Wirkung des deutschen Tauchbootkrieges in Frankreich, so macht er sich in Italien schon jetzt noch schwerer fühlbar. Nach den Berichten schweizerischer Zeitungen sind in Genua, Florenz, Mailand und anderen Städten infolge des Ausbleibens aller Frachtschiffe die Preise der Lebensmittel seit dem 2. Februar um 40% gestiegen. In Turin arbeiten die Fabriken, darunter viele Munitionswerkstätten, wegen Kohlenmangels nur noch an zwei Tagen der Woche. Ohne von der Zensur behindert zu werden, stellt das Blatt fest, daß die wirtschaftliche Krise eine außerordentlich scharfe Form angenommen hat.

Das Lamm im Löwenfell.

Als der elektrische Funke aus Amerika den von Präsident Wilson beschlossenen Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Deutschland verkündete, mußte jeder noch so oberflächliche Kenner der Verhältnisse auf der „anderen Seite des Ozeans" darauf warten, daß ein mächtiges Löwengebrüll sich erhebe, ein Fehdeschrei ohne Furcht und Tadel, — als ein Zeichen dafür, daß Roosevelt, der große, unermüdliche Teddy, mannhaft und reklamelüstern auf seinem Posten steht. Denn der Expräsident — man möge ansonsten von ihm denken und sagen, was man wolle — war stets ein trefflicher Chorführer, wenn es galt, irgendeinen machtvollen Spektakel zu inszenieren. Und wirklich, man wurde auch diesmal nicht enttäuscht. Der Telegraph tickte noch sein Echo, der Kabeldraht zitterte noch von dem Strom, der ihn durcheilt — da erhob sich Theodor Roosevelt und sprach.

Und zwar gab er kund und zu wissen: daß er die Kriegspolitik Amerikas auf jegliche Weise unterstützen werde und sich bereit erkläre, an der Spitze einer Division von „Rauhreitern" nach Europa zu reisen, um sich dort zähnefletschend und unverzagt ins Kampfgetümmel zu stürzen und den Deutschen höchstpersönlich den Todesstoß zu versetzen. Es war wieder einmal die vollendete Gebärde des Löwen, dessen Flanken beben und fliegen von Kampfeslust. Diese Gebärde gibt am besten die äußere Haltung des Herrn Roosevelt wieder — er pflegte sie zu allen Zeiten, in allen Stellungen, bei allen Beschäftigungen. Diese Gebärde ist das Um und Auf des Herrn Roosevelt, sie hat ihn über alle Höhen der steilen Reklameleiter hinweg bis zur Stelle des Präsidenten geführt.

Das Merkwürdige und eigentlich Charakteristische dabei ist nur, daß dieser Löwe, der sich so wild und maßlos gibt, in Wirklichkeit nur das Fell des königlichen Tieres trägt. Hinter diesem Fell aber ist ein zwar in Ruhmredigkeit erfahrener und geschickter, momentan aber harmloser Mann verborgen, der noch keinem was zu Leide tat und wohl auch keinem was zu Leide tun wird, weil er es gar nicht vermag. Er brüllt — und das ist alles. Herr Roosevelt, der uns jetzt nach seinen eigenen jüngsten Worten mit seinen „Rauhreitern" überfallen will, ist das Gegenstück vom weitaus gefährlicheren Löwen im Lammfell — nämlich das Lamm im Löwenfell. Er brüllte vergeblich, ehe Wilson zum ersten Male gewählt wurde. Er brüllte bei der zweiten Wahl und konnte doch weder Hughes noch sich die Fahne zuschanzen. Und dann brüllte er aus angeborener Brüllsucht gegen die Regierung weiter, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil es nicht seine Regierung ist. Da aber alles ein Motto verlangt und Wilson als Friedensfreund galt, schrieb Roosevelt sich den Satz: „Gegen Deutschland!" auf seine Fahne. Nicht etwa, weil er den Vierverband so unendlich liebt, denn ehedem hat er Deutschland gegenüber eine noch größere Liebe erklärt. Sondern weil es seinem Blute liegt, Krach zu machen, weil er überall Führer sein will, wo es — wie der Bayer sagt — „a Hetz" geben kann. Darum mußte er nach der amerikanischen Erklärung auch eine gelenkige Volte hinüber zu Wilson schlagen. Und darum stellt er sich wieder einmal als „Rauhreiter" dar.

Wieder einmal: Denn die Rauhreiter-Pose hat Teddy schon öfter eingenommen. Die „Rauhreiter" sind freiwillige Kavallerie, sie rekrutieren sich zum größten Teil aus Cowboys. Das heißt in deutscher Übersetzung „Kuhjunge", aber Herr Roosevelt dürfte die symbolische Bezeichnung „Rauhreiter" natürlich vorziehen. Diese Rauhreiter waren stets und allemal Roosevelts letztes Aufgebot. Sie sind der Schlußakkord seiner Donnerarie. Während der amerikanischen Frage brachte Wilson auch die Rauhreiter aufs Tapet. Sie kamen angeblich —, sahen und siegten nicht. Roosevelt aber war an ihrer Spitze nur, als es den Rückzug galt. Und nun müssen die Rauhreiter gegen Deutschland herhalten. Erst auf dem Schlachtfelde werden wir ihm glauben. Bis dahin aber erblicken wir auf der Innenseite seines kühnen Wappenschildes den frommen Spruch: „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit!" . . .

Politische Rundschau.

Deutschland.

*Kaiser Wilhelm hat dem Kaiser Karl von Österreich, der kürzlich im deutschen Hauptquartier weilte, einen Gegenbesuch in Wien gemacht. Dem Deutschen Kaiser wurden auf der Fahrt durch Wien von der Bevölkerung begeisterte Huldigungen dargebracht. — Es ist das drittemal, daß der Deutsche Kaiser seit Ausbruch des Krieges in Wien weilt. Die beiden ersten Besuche galten Kaiser Franz Joseph. Am 29. November 1915 besuchte Kaiser Wilhelm den greisen Freund und am 28. November des folgenden Jahres stand er in tiefstem Schmerz an der Bahre des verblichenen Verbündeten in der Hofburgpfarrkirche. Der jetzige Besuch galt dem jungen Herrscher, der in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin, der Kaiserin Zita, in herzlichster Weise den kaiserlichen Gastfreund und Bundesgenossen empfangen hat.

* Im Finanzausschuß der bayerischen Abgeordnetenkammer erklärte der Minister des Innern, zu berechtigten Klagen gegen das Kriegsernährungsamt in Berlin bestehe kein Grund. Der Gedanke der Errichtung von Kriegsgesellschaften sei gut gewesen. Es sei anzunehmen, daß die Aufsicht seitens des Reiches in genügendem Umfange ausgeübt werde. Die Preise der Kriegsgesellschaften seien teilweise sehr hoch, von Wucher könne man aber nicht sprechen. Die bayerischen Interessen seien den Kriegsgesellschaften gegenüber sehr tatkräftig gewahrt worden. Die Ausgabe von Not-Kleingeld sei vorsichtig zu behandeln. Es sei zu hoffen, daß durch die jetzt vermehrte Prägung dem Mangel abgeholfen werde.

Rußland.

* Wie über Stockholm bekannt wird, hat der russische Generalgouverneur von Warschau sich mit einem Rundschreiben an sämtliche polnischen Gouverneure gewandt. Er rät ihnen, um ihre Pension zu erhalten, ihren Abschied zu nehmen. Man gibt also in diesen Kreisen Polen endgültig verloren.

Amerika.

*Der Ministerrat der Ver. Staaten, in dem die Frage der Ausfahrt von Handelsschiffen geprüft wurde, ist zu dem Ergebnis gelangt, den Beschluß des Präsidenten, eine abwartende Haltung einzunehmen, gutzuheißen. Eine amtliche Persönlichkeit äußerte, die Lage gestalte sich jeden Tag etwas kritischer. Immerhin zeige jeder Tag deutlicher die Absicht Deutschlands, durch alle möglichen Mittel einen Krieg mit den Ver. Staaten zu vermeiden.

*In der letzten Sitzung der Budgetkommission wurde eine Anfrage wegen des andauernden Verkaufs deutscher Waren auf den russischen Märkten an die Regierung gerichtet. Ein Vertreter der Regierung erklärte, daß sich einzelne deutsche Waren in Rußland nicht herstellen ließen und daher die Einfuhr aus Deutschland notwendig wäre. Die Regierung hätte jedoch Maßnahmen ergriffen, um die Einfuhr dieser Waren unter falschem Ursprungsvermerk über Finnland zu verhindern.

Hinnerk, der Knecht.

26] Roman von Bruno Wagener.

(Fortsetzung.)

Der Rat seufzte. „Es tut mir aufrichtig leid, aber ich sehe ein, wir müssen ihn in Untersuchungshaft nehmen und nach Altona ins Landgericht abliefern. Und ich glaube doch nicht, daß er der Täter ist!"

Er trat an Hinnerk heran und teilte ihm schonend seine Verhaftung mit. Dann führte der Gendarm den mit schwerem Verdacht Belasteten ins Spritzenhaus und schloß ihn dort ein, bis ein Wagen requiriert war, um den Verhafteten nach Mölln zu bringen.

20.

Am nächsten Tage ging man an die Durchsuchung der inzwischen erkalteten Trümmer des niedergebrannten Hofes. Unter einem schweren Tragbalken des zusammengestürzten Daches fand man zur allgemeinen Überraschung die starkverkohlten Überreste eines Menschen, neben ihm in der Asche einen zusammengeschmolzenen Klumpen, der als Gold- und Silbergeld erkannt wurde. Die Nachforschungen ergaben, daß im Dorfe niemand vermißt wurde als Krischan Rickmann. Wie war er in das Haus gekommen? Er hatte doch mit seiner Mutter zusammen in der Altenteilerkate gewohnt. Und was war das für Geld, das er offenbar in der Tasche bei sich getragen hatte? Niemand vermochte darüber Auskunft zu geben. Nur die Großmagd bekundete, daß sie den Bruder der Bäuerin Wät abends im Hause gesehen habe, und daß es ihr gewesen sei, als hätte sie beim Schließen der Haustür seine Stimme im Wohnzimmer gehört.

Und noch ein weiterer Fund wurde aus der Asche zutage gefördert: ein Taschenmesser mit dolchartiger Klinge, das auf dem Fußboden lag, dicht bei einer Stelle, an der man trotz des Brandes Blutspuren entdeckt hatte. Frau Hulda Rickmann war furchtbar erschrocken, als man ihr das Messer vorlegte, und als man sie fragte, ob sie dessen Eigentümer kenne, machte sie von ihrem Rechte der Zeugnisverweigerung Gebrauch.

Aber ein andrer Zeuge trat auf, das war der kleine Heinrich Siemers, Gesines Sohn aus erster Ehe. Angst hatte der gar nicht, als der freundliche Untersuchungsrichter aus Altona ihn auf den Schoß nahm und ihn befragte. Vatting war böse auf Mutting gewesen, daß wußte er ganz gut. Aber mit ihm war er so nett gewesen und hatte ihn auf den Arm genommen. Was der Bauer mit seiner Frau gehabt hatte, wußte der Junge natürlich nicht. Nur daß Vatting auf die Erde gespuckt hatte, das hatte sich in ihm fest eingeprägt; und dann war Vatting aus der Stube gegangen.

Das alles stimmte völlig mit Hinnerks eignen Bekundungen überein, besonders, daß er hinausgegangen war, ohne sich an der Bäuerin vergriffen zu haben. Wenn man nur die Bäuerin selbst hätte fragen können! Aber die lag ganz apathisch in ihrem Bett, und der Arzt meinte, es sei ganz unbestimmt, wann sie vernehmungsfähig sein würde. Die Wunde in der Brust hatte die Lunge getroffen; aber es war nicht ausgeschlossen, daß die Verletzte mit dem Leben davonkomme, so wenig wahrscheinlich ihr sonstiger Zustand das erscheinen ließ.

So blieb Hinnerk denn im Altonaer Untersuchungsgefängnis und sollte möglichst noch im Herbste vor die Geschworenen gestellt werden.

Das war eine traurige Zeit für ihn und doch nicht nutzlos. Er kehrte in sich selbst ein und überdachte sein Leben. Durch alles Trübe, das über ihn hereingebrochen war, leuchtete ein heller Stern — das war seine Liebe zu Liese Rickmann. War er ganz schuldlos an dem, was mit ihm geschehen, und an dem Leide, das über sie gekommen war? Er hatte gedacht, es gut zu machen. Seine Pflicht hatte er zu erfüllen geglaubt, als er damals verzichtet hatte auf sein eigenes Glück. Vergessen hatte er nur, daß auch die Liebe Rechte hat und Pflichten auferlegt. Und weil seine Liebe kleinmütig gewesen war, war er im Kampf unterlegen.

Einen Trost hatte er in seiner Einsamkeit. Man hatte ihm gestattet, sich selbst zu beschäftigen. Da hatte er sich Mut gefaßt und an Professor Volkhardt geschrieben und ihn um die Besorgung geeigneter Bücher und um die Utensilien zum Zeichnen gebeten. Der Professor war selbst gekommen, gleich am nächsten Tage. Er hatte dem jungen Bauer ein gar ernstes Buch mitgebracht, eine Lebensbeschreibung Albrecht Dürers mit seinen Nachbildungen seiner hervorragendsten Werke. Dann hatten die beiden Männer sich ausgesprochen, und der Professor hatte mit tiefem Ernste die Leidensgeschichte Hinnerks angehört. An der Freisprechung vor dem Schwurgericht zweifelten beide nicht. Aber was dann? Volkhardt billigte seines jungen Freundes Vorsatz, jetzt, da Gesine noch schwer leidend war — ihr Kind war tot zur Welt gekommen — den Gedanken an eine Scheidung der Ehe hinauszuschieben. Mochte die Frau an ihm gehandelt haben wie sie wollte, er hatte Pflichten auf sich genommen, denen er sich nicht entziehen durfte.

Mit ernstem Händedruck schieden die beiden Männer voneinander. Volkhardt nahm Hinnerks Grüße an Liese Rickmann mit. Sie wollten ihr Schicksal in die Hand eines Höheren legen und sich vorläufig nicht wiedersehen. Das geliebte Mädchen sollte mit Volkhardts, denen es aus Herz gewachsen war, nach Italien gehen. Sie wollten es wie eine Tochter halten.

Endlich kam der Tag der Verhandlung. In dem großen Schwurgerichtssaal drängten sich die Zuhörer. Auch aus Mölln und Neuenfelde waren sie zahlreich gekommen. Alle hofften auf die Freisprechung des Angeklagten. Der Angeklagte betrat den Saal und nahm neben einem Gefängnisbeamten auf der Anklagebank Platz. Es war die erste Sache der Schwurgerichtsperiode. Der Vorsitzende, ein alter Landgerichtsdirektor, mit seinen beiden Beisitzern betrat den Saal und eröffnete die Tagung. Dann begann die Auslosung der zwölf Geschworenen. Alle die breiten Förmlichkeiten gingen viel zu langsam für die Ungeduld der Zuhörer. Endlich war die Geschworenenbank gebildet, die Vereidigung der Laienrichter beendet. Die Zeugen wurden aufgerufen und nach Feststellung ihrer Personalien auf die Heiligkeit des Eides hingewiesen. Dann mußten sie bis zu

SLUB Wir führen Wissen. STADT BIBLIOTHEK BAUTZEN BUDYŠIN